

Die Universität.

Oesterreichische Tribüne für Kirche, Staat und sociales Leben.

Akademische Zeitung

der österreichischen Monarchie als Central-Organ für Lern- und Lehrfreiheit,
zugleich Literatur-Zeitung für alle Fächer des menschlichen Wissens.

Herausgeber und verantwortlicher Redacteur: **Heinrich Chiolich**, Doctor und Docent der Philosophie, Garde
der akademischen Legion.

N^o 10.

„Motto: Fürchte Gott und scheue Niemand.“

1848.

Der gute Gott.

(Nach Béranger.)

Als eines Tages der gute Gott erwachte, war er sehr gnädig für uns gestimmt. Er sah zum Fenster hinaus und sagte: Vielleicht ist die Erde schon zu Grunde gegangen, als er sie in der Ferne noch erblickte. Wenn ich verstehe, wie es dort die Menschen aushalten können, soll mich der Teufel holen.

Ihr Schwarzen und Weissen, ihr Sterblichen alle, welche ich so klein, so ohnmächtig gemacht habe, sagte der gute Gott mit väterlicher Milde, seid in großem Irrthum, wenn ihr glaubt, daß ich euch regiere. Aber ihr sollt wissen, daß ich, Gott sei Dank, auch Minister habe, und wenn ich nicht zwei oder drei fortjage, soll mich der Teufel holen.

Um in Frieden leben zu können, habe ich euch vergessens Mädchen und Wein gegeben, aber, bei meinem Barte, es wagen dennoch Pygmeen, die mich den Gott des Krieges und der Armeen nennen, indem sie meinen Namen anrufen, auf euch mit Kanonen zu schießen. Wenn ich jemals eine solche Truppe geführt habe, soll mich der Teufel holen.

Was machen die so gezierten Zwerge auf dem Throne mit goldenen Nägeln beschlagen? Die Stirne hochtragend, vornehm herabsehend auf euch, sagen diese Führer von Ameisenhaufen, daß ich ihre Rechte gebilligt habe, und daß sie von „Gottes Gnaden“ Herrscher sind. Wenn es durch mich geschehen ist, daß sie so regieren, so soll mich der Teufel holen.

Ich ernähre auch noch andere schwarze Zwerge, welche aus dem Leben eine lange Fasten machen wollen und in meinem Namen den Bannstrahl schleudern, und in schönen Predigten euch vor der Hölle heiß machen. Wenn ich jemals davon etwas gewußt habe, soll mich der Teufel holen.

Meine Kinder, zürnt mir nicht, die mit guten Herzen handeln, werden meine Auserwählten sein, ohne daß ich aber euch dadurch binden will, liebet, lebet in Freuden. Verachtet eure Großen und eure Scheinheiligen, und nun habe ich genug gesprochen; ich fürchte, daß mich irgend ein Spigel hört, aber wenn ich denen die Thore meines Reiches je öffne, soll mich der Teufel holen.

C. Grüner.

Ohnmacht der Strafgesetze.

Die Institutionen der regelmäßig organisirten Gesellschaften bezwecken die vollständige Entwicklung des Individuums; das Gesetz, welches gemeinsame Pflichten auflegt, ertheilt den Bürgern in gleichem Maße die Mittel, den Verpflichtungen, welche Allen den Genuß derselben Rechte sichern, nachzukommen. In solchen Gesellschaften ist das Verbrechen unbekannt: die ursprünglichen Gesetze, welche die Verbundenen schützen, machen einen gesellschaftlichen Zustand, der das gemeinsame Glück verwirklicht, aus Pflicht und Interesse liebenswerth. Diese Unterwerfung unter das Gesetz konnte in Ländern nicht bestehen, die nicht von einer gleichberechtigten Verfassung geleitet werden. Die Bestimmung, welche nicht gleichmäßig Aller Interessen schützt, wird nothwendig verletzt; ihre Verletzung

bewirkt jene fortwährenden Regungen, die eine gesellschaftliche Form umändern, welche eine den Gesetzen der Natur und des menschlichen Herzens zuwiderlaufende Ungleichheit heiligt. Die Ursache solcher Verwirrung dürfte von Denjenigen nicht gewürdigt werden, welche um jeden Preis der Schlechtigkeit der den Gerichtshöfen Unterworfenen die Schuld aufbürden, denn es wäre vielleicht vernünftiger, die Verfassung anzuklagen. Die gesellschaftlichen Oberhäupter haben, indem sie die Interessen der Mehrzahl vernachlässigten oder opferten, einen dauernden Stoff zum Kriege geschaffen; das Gesetz, welches die Wirkungen dieses Kampfes Verbrechen nennt, bemüht sich vergebens, dafür Strafen zu erfinden.

Trotz dieser Unterdrückungsmaßregeln werden die Verbrechen, welche aus dem Elend und einer ungerechten Vertheilung der Producte entspringen, so lange fortbestehen, als die sie hegende und pflegende gesellschaftliche Verfassung: der Selbsterhaltungstrieb und der Hunger werden stets mächtiger sein, als alle Vorschriften des Gesetzgebers. Wollt Ihr das Verbrechen verhüten, so vernichtet das Elend; läutert und erleichtert Denjenigen, der sich dem gemeinsamen Gesetz entziehen will; aber theilt nicht seine Schuld, indem Ihr sein Herz verschlechtert.

Brächte man diese Grundsätze in Ausführung, bezweckte das Bestrafungsrecht wirklich, ein Uebel aufzuheben und es durch etwas Gutes zu ersetzen, so wäre das wahre Büßungssystem gefunden; der Verurtheilte, der seine Strafe erlitten, fände seine Aeltern, seine Familie und die Zuneigung seiner Mitmenschen wieder, denn das Gefängniß wäre dann nicht mehr die Schule des Lasters. Diese zumeist sociale Neuerung verlangt man von den privilegierten Gesetzgebern umsonst: die Verderbtheit der Masse nützt der Tyrannei, sie würden sich sehr hüten, das Element der Ausbeutungsgewalt zu vernichten.

Doch das Uebel ist groß; die stets wachsenden Rückfälle, die in Zeiten auf einander folgenden Anschläge müssen die Aufmerksamkeit aller Rechtschaffenen in Anspruch nehmen, die an den Fortschritt der Menschheit und an eine bevorstehende wahrhafte Befreiung der arbeitenden Classe glauben. . . . Die Ohnmacht der Vorrechtlergesetze gibt also Denen, welche die Nothwendigkeit einer neuen Organisation leugnen, siegreich Antwort. Wir können nicht oft genug wiederholen: was wir am innigsten wünschen, findet in dem Interesse Aller seine Richtschnur, in der Brüderlichkeit sein Gesetz, in der Gleichheit seine Grundlage.

In der Erwartung des Vollzugs wollen wir durch Thatsachen seine Nothwendigkeit feststellen.

L., eines Mordversuchs angeklagt, wird zum Tode

verurtheilt! Sein verbrecherisches Vorhaben mißlang; was schadet's! Man belegt ihn mit derselben Strafe, welche den wirklichen Mörder trifft. . . . Den verfehlten Mord mit dem vollführten zusammenstellen, heißt von den Richtern des Versuchs die Lösung einer stets zweifelhaften Beabsichtigungsfrage fordern, einen nicht zu verbessernden Irrthum hervorrufen.

Wenn ein Mordgedanke in dem Geiste Dessen aufkeimt, der den Mord begeht oder zu begehen versucht, so wird dieser strafbare Gedanke nothwendig von einem gegenwärtigen Interesse oder der Verderbtheit veranlaßt. Dies Interesse, welches dem Schaffot trost, ist mächtig, diese Verderbtheit, welche die Stimme der Natur ersticht, ist stets tief begründet; aber diese Beweggründe sind zumeist nur die Wirkungen einer Ursache, die der Schuldige gegen sein Wissen erfährt. Die Pflichtverletzung wird häufig von Solchen hervorgerufen, die mit der Bestrafung des Verletzenden beauftragt sind.

Dieser Anfangs paradox klingende Satz wird von dem uns vorliegenden Falle vollkommen gerechtfertigt. Die Entscheidung eines Kriegsgerichts hatte der Gesellschaft schon das böse Princip, das sich in L. zu offenbaren begann, entdeckt. Der Verurtheilte war 22 Jahre alt; seine Jugend mußte folglich ein Vergessen möglich machen, welches immer schnell erfolgt, wenn die Vertheidiger der Gesellschaft durch Rathschläge und Lehren, welche das Pflichtgefühl wieder erwecken, auf empfängliche Gemüther wirken.

Ist diese Aufgabe erfüllt worden? . . . Welche Rathschläge habt Ihr L. gegeben? Was habt Ihr für seine Sittlichkeit gethan? Dggleich eine entstehende Gewohnheit unfehlbar unterdrückt werden kann, schickt man ihn auf fünf Jahre nach Toulon in eine Pflégeanstalt des Verbrechens.

Die Wirkung der Galeeren hat den besten Erfolg, und die schlechte Organisation der Gesellschaft erleichtert die Anwendung der dort gepredigten Lehren. . . . Wird der Sträfling von den Galeeren entlassen, so kehrt er jedenfalls wieder dahin zurück; seine Freiheit wird nur eine vorübergehende sein. Er kommt gebrandmarkt in eine Welt zurück, die ihn zurückstößt, seine Familie wendet sich von ihm ab, die Besitzenden verweigern ihm die Arbeit, welche ihn unterhalten muß. Gleichwohl will er leben; . . . er muß leben. Aber wie kann er leben? Die Vorurtheile seiner Umgebung, der ihn verfolgende Haß hindern die freie Erfüllung dieser Pflicht; ein Leben, auf welches er ohne ein Verbrechen nicht verzichten kann, bleibt also in fortwauernder Empörung wider die Gesellschaft. Wo soll er hin, er, der Sclave einer Stellung, die er nicht verschuldet? . . . Wohin gelangt er auf diesem unglücklichen

Wege, von einer blinden Macht getrieben? . . . Galeere! Schaffot! Das sind die beiden Zielpunkte seiner Laufbahn.

Eines Tages erzeugt der Selbsterhaltungstrieb, die Sehnsucht nach Freiheit, auf einem Anschlag gegen das Eigenthum ertappt, von selbst in seinem Herzen einen furchtbaren Gedanken . . . Er mordet, indem er den Dualen der Galeere oder dem Schaffot zu entrinnen glaubt. Sein Haupt falle dem Henker, das Gesetz verlangt es. — Eine Gesellschaft, welche Blut verabscheut, ertheilt einem Menschen das grausame Vorrecht, seinen Mitmenschen öffentlich zu tödten. Wenn dies ungestraft vergossene Blut der Gesellschaft nützen könnte, wenn die gemeinsame Wohlfahrt dieses blutige Opfer erforderte! Aber wie, das Schaffot verlangt das Schaffot, Blut wieder Blut! Der sterbende Schuldige wird durch einen andern Schuldigen ersetzt, und die Fortdauer des Verbrechens gibt dem rohen Rechtsverfahren der civilisirten Welt einen Anstrich von Geseßlichkeit.

Wir wiederholen es, diese Widersprüche, welche die moralische Welt verwirren, werden so lange bestehen, als die schlechte Verfassung, die sie erzeugte . . . Halten wir uns an die Erfahrung, die Strafen verhüten wenige Verbrechen; die Furcht vor der Hinrichtung stellt sich bei dem Mörder, der seinen Anschlag vorher überlegt, nicht ein; er fühlt nur Eins: Interesse oder Rache. Der mordende Dieb wollte nicht morden. Er hegte keinen Haß gegen das Opfer, das unter den verdoppelten Stößen seines Dolches fällt; diesen Tod, den er gibt, hält er für seine Erhaltung nützlich.

Klagt also nicht mehr die menschliche Natur an. Der Mensch ist nicht von Natur böse, aber er kann böse werden, und er wird nothwendig in Gesellschaften böse, welche das goldene Kalb anbeten. Aber verbindet sich erst das Interesse des Einzelnen mit dem öffentlichen Interesse, kann Niemand Handlungen begehen, die gegen die Gemeinschaft verstößen, deren Genüsse und Leiden er theilt, dann ist das eigentliche gesellschaftliche Problem gelöst.

Der gnädige Herr Henker.

Der Mensch braucht Luft zum Athmen; der Fisch Wasser zum Leben; die Pflanze Sonne zum Wachsen; die Gesellschaft, so wie sie gegenwärtig eingerichtet ist, den Henker zu ihrem Bestehen. Ja, ich sage euch, der Henker ist der Schlüsselstein des gesellschaftlichen Gebäudes. Es lebe der Henker!

Und das ist recht und consequent. Die gesellschaftliche Ordnung ist auf Ungleichheiten durch Uebereinkunft und

auf Privilegien gegründet. Wenn ich sage, durch Uebereinkunft, so täusche ich mich, durch Zwangsrecht sollte ich sagen; denn zum Teufel, wenn diese Ungleichheiten und diese Privilegien zwischen dem Privilegirten und dem Heloten aufrichtig verabredet worden sind! Nein, nein, mit eurer Erlaubniß! sie sind dem Heloten vom Privilegirten auferlegt worden, auferlegt bei Strafe von Gendarmen, des Gefängnisses, der Galeeren, des Todes, des Henkers mit einem Worte . . . Die Gesellschaft hat keinen Mittelpunkt, die nicht den Henker im Hintergrunde hat.

Im Anfange der Welt, als zwei Menschen sich begegneten, hatten sie nicht die einfache und natürliche Idee, brüderlich beisammen zu leben, indem Jeder nach seinem Vermögen arbeitete und Jeder nach seinem Appetite aß, sondern der von Körper Kräftigste bezwang den Schwächeren, und sagte zu ihm: „Du gehörst mein, wie diese Erde, wie diese Bäume, wie diese Thiere mein gehören: arbeite, Kump, arbeite. Ich, der ich mich ganz von deiner Arbeit ernähre, werde ausruhen, werde mich vergnügen. Beunruhige dich nicht . . . ich bin ein guter Herr; ich werde Sorge für dich tragen: für den Ertrag deiner Arbeit werde ich dir Etwas zu essen geben, denn wenn du nicht ässest, würdest du sterben, und wenn du stirbest, würde ich meine Sache verlieren und meinerseits genöthigt sein, zu arbeiten.“ Als der Unterdrückte seines Schicksals müde zu sein schien, sagte der Unterdrücker: „Rühre dich nicht, Elender, denn dies wäre Empörung und dann würde ich dich tödten.“ Das ist die Entstehung des Henkers, wovon sich die Ueberlieferung bis auf unsere Tage fortgepflanzt hat und noch viel Jahrhunderte dauern wird, wenn es den Völkern und Gott so gefällt.

Dieses Reich der Gewalt hat sich lange unter dem Schutze der Todesstrafe, d. i. des Henkers, erhalten; aber so wie das gesellschaftliche Capital gewachsen (wohlverstanden, in den Händen Einiger, mit Ausschluß aller Andern aufgehäuft), ist der Reichthum seinerseits ein Element der Gewalt geworden. „Ihr habt kein Brot?“ sagt der Reiche zu den Armen, „wohlan, seid meine Knechte, ich werde euch Geld geben; seid meine Soldaten, ich werde euch Geld geben; seid meine Leibeigenen, ich werde euch Geld geben.“ Dieser Vergleich ging einige Zeit gut fort, denn die Armen, welche vorher nichts zu essen hatten, fanden es im Anfange ziemlich angenehm, für eine rauhe und beschwerliche Arbeit genug Brot zu ihrer Nahrung zu erhalten. Aber später, als sie an Anderes als an die Mittel, ihren Magen zu versorgen, denken konnten, fingen sie an, über die ungeheuere Ungleichheit nachzudenken, die unter ihnen armseligen Tröpfchen bestand, indem sie nur mit der Bedingung lebten, die Hälfte ihres Lebens

einem Privilegirten hinzugeben, und dieser Privilegirte von dem Leben aller Andern lebte.

— „Halt da!“ schrie der Herr, „es ist aufrührerisch, sich mit solchen Sachen zu beschäftigen; ähnliche Gedanken führen geradewegs zum Umsturz der Gesellschaft und zum Ackergefesse. Bleibt ruhig oder hütet euch vor dem Schafot!“ Der Henker war also auch ferner der Schlusnagel dieser Gesellschaft.

Etwas später wetteiferten Feinheit und Arglist, welche auch eine Gewalt sind, mit der Gewalt und dem Reichtume zur Nutzung der Gesellschaft. Aus diesem Elemente sind die ehrgeizigen Priester, welche die Welt unter dem Deckmantel der Religion regiert, die raubgierigen Fabrikanten, welche die Arbeiter ausaugen, die Finanzbeamten, welche den Handel verschlungen haben, und viele Andere hervorgegangen, welche zu nennen zu weitläufig wäre. Alles dies bildete sich nach und nach zur ausübenden Aristokratie; und als diese Aristokratie sich im vollen Besitze ihrer Privilegien sah, bediente sie sich auch des Kerkers und der Todesstrafe, um sie zu vertheidigen. Der Henker war also ferner der erste öffentliche Beamte der Gesellschaft. (Schluß folgt.)

Weltchronik.

Die nächste Zukunft.

Die Zukunft mit Gewißheit lesen, kann Niemand, und der größte Diplomat würde mit einem bestimmten Ausspruche sich selbst nur lächerlich machen — aber dennoch gibt es Zeichen, Ereignisse, Daten, aus denen man eine Wahrscheinlichkeits-Berechnung zusammenstellen kann. Die Geschichte hat auch ihre Logik, nur darf man nicht vergessen, daß man nach Stunden und nach Jahren ihre Schlüsse beurtheilen kann. Die jetzigen Verhältnisse sind unhaltbar, das sieht wohl Jeder ein, aber in ihrer Aenderung liegt das Glück und die Zukunft eines ganzen Volkes. Viele sind der Meinung, daß der Bestand der Monarchie von der Rückkehr des Kaisers allein abhängt; das ist nicht der Fall, denn sobald das ganze Volk zum Bewußtsein einer Idee gekommen ist, sei sie für was immer für eine Regierungsform, so sind solche Ereignisse, wie die Abwesenheit des Kaisers, nur die Verbindungslinien von einer Idee zur andern. Es können noch mancherlei andere Wege sich öffnen, die für die Monarchie und Dynastie von scheinbarem Nutzen sind. (Regent-

schaft — wäre dasjenige, was am schnellsten die Völker zur vollkommenen Reife bringen würde.) Aber die Monarchen, die ihre Pflichten gegenüber ihren Völkern vergessen, sei es durch Schwäche, Unverstand, durch Absicht oder bösen Willen, stellen sich selbst in Frage, wie die Geschichte, das Lehrbuch der Völker, oftmals gezeigt hat.

Bisher haben die meisten Völker den Monarchen anerkannt, sich um ihn, wie Kinder um den Vater gestellt, ihn geliebt, ihm Opfer gebracht, sich geneigt vor der Sonne der Majestät, und dabei haben sie auf sich selbst vergessen; jetzt aber, da sie zum Selbstbewußtsein ihrer Würde, Kraft und Macht gekommen sind, jetzt wollen die Monarchen die Völker nicht anerkennen, weil sie noch immer glauben, sie hätten die früheren Kinder vor sich. Die Revolution ist die Großjährigkeits-Erklärung der Völker gewesen, jetzt sind sie im Stande sich selbst zu verwalten, für sich zu sorgen, ihr Vermögen zu bewirtschaften, und ihr Verhältniß ist daher ein umgekehrtes. Da sie aber sehen, wie schlecht früher ihre Habe verwaltet wurde, so traten sie zusammen, um sich zu berathen über die Art und Weise, wie ihre Zukunft gegründet und gesichert werden könne. Sie sandten ihre Vertreter und der Reichstag zeigt uns daher das Gesamtbild der Nation. Wenn nun dieser Versammlung eine Person oder Partei vereinzelt schroff sich gegenüberstellt, wenn eine Person oder Partei sie nicht anerkennt, als mächtiger, als über sich stehend, so ist vorauszusehen, daß, da die Macht die Seele des Staates ist, die Nation als die Mächtigere, mit ihrer ganzen Würde, Kraft und Energie, diesem Einzelnen entgegengetreten, und falls sie auf heftigen Widerstand stieße, gänzlich entfernen würde. Wir dürfen nicht mehr in Hieroglyphen sprechen, auf daß uns Jeder verstehen, wir dürfen nicht die Augen zudrücken und uns scheuen einen Schritt weiter zu sehen, wir müssen ruhig, würdig gefast der nächsten Zukunft in die Augen sehen, uns mit ihr vertraut machen, uns nicht selbst täuschen.

Was in Frankreich, in Preußen, was in Sicilien geschieht, darf uns nicht als Beispiel gelten, weil dort ein ganzes Volk in Belagerungszustand erklärt ist; ob sie dort die Frage der nächsten Zukunft, denn jeder abnorme Zustand muß aufhören, aber auf so friedliche Weise lösen werden und können, wie es bei uns noch möglich ist, wage ich zu bezweifeln. Es ist eine Verblendung, wenn die Monarchen glauben, jetzt hätten sie schon gewonnen, sie stehen näher dem Verluste als je, und jene, die sich selbe als Beispiel nehmen, kennen ihr Volk, kennen die Geschichte, kennen die Zeit nicht. Sie leben noch in der Meinung „l'état c'est moi“ und das „tel est notre plaisir“ wollen sie als hübsches Wortspiel noch im Jahre 1848 als neu, witzig und treffend, aussprechen, und vergaßen auf — die nächste Zukunft. C. Grüner.

Diese Zeitung erscheint vom 4. Juli 1848 an zwei Mal in der Woche, jedes Mal einen halben Bogen stark.

Eine einzelne Nummer kostet 1 fr. C. M.

Am Ende jedes halben Jahres wird ein 12 Bogen starker Band in Quarto, unter dem Titel: „Oesterreichische Literaturzeitung“, mit lithographirten Porträts, geliefert.

Pränumeration wird angenommen ganzjährig mit 10 fl., halbjährig mit 5 fl. C. M. in der Universitäts-Buchhandlung des Herrn Rudolph Lechner, Stadt, Wollzeile Nr. 864, nächst der k. k. Briefpost.

Einzelne Nummern werden verkauft in den wandernden Bureau des „Gerad' aus“.